

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Pilzkunde = Bulletin suisse de mycologie
Herausgeber: Verband Schweizerischer Vereine für Pilzkunde
Band: 36 (1958)
Heft: 6

Artikel: Pilze als Heilmittel
Autor: Weber, F.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tocybe lobatus Sow. benannt ist. In seinem Werk «Die Trichterlinge» beschreibt E. Nüesch auf Seite 187 *Clitocybe flaccida* (Sow.) Quél. und bemerkt auf Seite 189: «Manche Autoren, so Stevenson (British Fungi, I. Band, pag. 86), Cooke (Handbook of British Fungi, pag. 56), Masse (British Fungi, pag. 189), Rea (British Basid., pag. 284) unterscheiden eine Varietät *lobata* Sow. (Abbildungen: Sowerby 186, Cooke 137, Britzelmayr 201), die *stets büschelig-rasig* auftritt und sich durch die *dunklere* Farbe des *unregelmäßigen, verbogenen und gelappten* Hutes mit abwärts umgebogenem Rande vom Typus mehr oder weniger abhebt.» Damit nun alle Pilzler, die nicht im Besitze von Nüeschs Trichterlingen sind, zu der Beschreibung von *Clitocybe flaccida* (Sow.) Quél. kommen, sei die Wiedergabe von Nüeschs Beschreibung hiernach angeführt.

«Hut 6–10 cm breit, braunrot oder rötlichbraun oder fuchsrötlich bis bräunlich oder rostgelb, später verblassend und alsdann fuchsig bis bräunlich bis rostgelb bis gelblichblau, glatt und kahl, anfangs gewölbt und genabelt mit abwärts breit umgebogenem Rande, später trichterförmig und flatterig, schlaff, meistens unregelmäßig, dünnfleischig. Fleisch bräunlichblau bis rahmgelblich bis ockerblau. Geruch unauffällig, aber angenehm. Geschmack eigenartig säuerlich bis herb. Lamellen 5–7 mm breit, erst weißlich, dann gelblich, aber nie irgendwie rötlich, dichtstehend, bogenförmig geschweift, weil herablaufend, Stiel 5–8 cm hoch und 5–10 mm dick, rostgelb bis fuchsigbräunlich, meistens schlank, ungleichmäßig dick, biegsam, glatt, kaum faserrindig, mehr oder weniger verbogen, zähe, Basis zottig und bisweilen verjüngt, voll, schließlich ausgestopft. Sporen $3-7,5 \times 3-4,5-5 \mu$. Basidien 24–33 μ lang und 4–6 μ breit. Zwischen moderigen Blättern in Laubwäldern und kleineren Laubholzbeständen gemischter Wälder, oft in Gruppen 2–3 und mehr Stück an der Stielbasis miteinander verwachsen, bisweilen herdenweise, mitunter auch etwa einzeln und dann regelmäßig. August bis November. Artkennzeichnend sind besonders der von Anfang genabelte, später trichterförmige, flatterige Hut, die im Alter gelblichen, aber nie rötlich getönten Lamellen und der biegsame Stiel. Jedenfalls handelt es sich bei *lobata* Sow. eher um eine *Flaccida*-Form als um ein Synonym von *inversa*, wie Fries (Hym. Europ., pag. 97) meint.

Clit. infundibuliformis Schaeff. unterscheidet sich durch den *geglättet seidenfaserigen*, bisweilen *feinflockig-faserigen*, nicht genabelten, sondern gebuckelten Hut, das weiße, mild schmeckende Fleisch und die ellipsoidischen, oft feigen- bis birnförmigen, glatten Sporen von 4,5–8 μ Länge und 3–5 μ Breite. *Clit. inversa* Scop. unterscheidet sich durch den weder genabelten noch flatterigen Hut, die im Alter fuchsröten oder rötlichgelben Lamellen und den faserig gestreiften, steifen Stiel.»

A. Flury

Pilze als Heilmittel

(Auszug aus dem am 21. April 1958 im Verein für Pilzkunde, Sektion Winterthur, gehaltenen Vortrag)

Schon die alten Griechen, Römer und Ägypter verwendeten Pilze zu Heilzwecken. Bis in die Gegenwart durchziehen solche Aufzeichnungen die Literatur wie mit einem roten Faden.

Giftigkeit oder Ungiftigkeit einer Heilpflanze ist nur von sekundärer Bedeutung. «Nur die Dosis macht ein Gift zum Gift.» Dieser Lehrsatz des mittelalterlichen Arztes Paracelsus ist heute noch gültig. Unzählige unter Kontrolle genommene Giftpflanzen sind so zu wertvollen Heilmitteln geworden.

Wenden wir uns zuerst einmal den «niederen Pilzen» zu. Die positive Kraft der Hefe ist seit alters her bekannt. Die wichtigsten Vertreter sind die Weinhefe (*Saccharomyces ellipsoideus*) und die Bierhefe (*Saccharomyces cerevisiae*). Diese einzelligen Ascomyceten sind überall da zu finden, wo zuckerhaltige Säfte durch alkoholische Gärung zerlegt werden. Die Gärungsfermente macht sich bekanntlich der Mensch zur Zubereitung seines täglichen Brotes dienstbar. Als Träger der Vitamin-B-Gruppe werden Hefepreparate bei Mangelerscheinungen und Hautkrankheiten angewandt.

Das Mutterkorn (*Claviceps purpurea*) ist ein schmarotzender Schlauchpilz, welcher die Fruchtknoten der Roggenähre durchwuchert. Durch den Gehalt der Alkaloide Ergotin und Cornutin ist es sehr giftig. Im Brote mitverarbeitet, bzw. mitgenossen, treten Massenseuchen auf, die sich von brandigen Gliederverlusten bis zu Wahnsinnsausbrüchen erstrecken. Diese unheimliche Epidemie ist durch fortschrittliche Landwirtschaftsmethoden praktisch illusorisch gemacht worden. Die toxischen Inhaltsstoffe sind neuerdings zu den in der Gynäkologie verwendeten Arzneien Ergotamin und Gynergen verarbeitet worden.

Schon früher kratzten Bauern den grünlichen Schimmel vom feuchten Brot und heilten damit eiternde Wunden! Im Jahre 1929 entdeckte die Wissenschaft durch den englischen Mikrobiologen Alexander Fleming dieses Prinzip. Bei Versuchen auf einer Bakterienkultur entstand ihm durch zufälliges Einschleichen des eiterhemmenden und bakterientötenden Schimmelpilzes *Penicillium notatum* eine «freie Zone». Nach jahrelangen Schwierigkeiten gelang es, den Wirkstoff Penicillin rein darzustellen. Mit Hilfe amerikanischer Industrielaboratorien wird heute auf synthetischer Basis eine Großproduktion unterhalten. Mittels Injektionen, Puder, Salben und Tabletten wird Penicillin gegen alle möglichen Ansteckungen, Abszesse, Kindbettfieber, Bauchfell-, Gehirnhaut-, Lungenentzündung und anderes mehr verabreicht. Mit dem ebenfalls künstlich gezüchteten Bruder, *Penicillium glauca*, infiziert man Käselaibe, die uns nachher als Gorgonzola serviert werden.

Seit der Entdeckung des Penicillins sind noch weitere aktive Substanzen vegetabiler Mikroorganismen festgelegt worden. Ohne auf ihre Wirksamkeit einzutreten, seien jedoch noch die wichtigsten erwähnt: Das Streptomycin aus dem Strahlenpilz *Streptomyces griseus*, das Chloromycetin aus dem *Streptomyces venecuelae*, das Aureomycetin aus dem *Streptomyces aureofaciens*, das Terramycin aus dem *Streptomyces rimosus* und das Tyrothericin aus dem *Bacillus brevis*. Viele dieser bedeutenden Officinale aus niederen Schlauch-, Schimmel- und Strahlenpilzen sind paradoxerweise meistens auf Schuttplätzen, Tümpeln und Sümpfen beheimatet, welche für uns gerade Krankheitsherde sein können.

Die «höheren Pilze», meistens überirdisch vorkommende Fruchtkörper, deren Vegetationspflanze (Mycelium) ein unterirdisches Dasein führt, bewohnen Wald und Feld.

Betrachten wir zuerst den farbenprächtigen, jedoch giftigen Satansröhrling (*Boletus satanas*). Seine medizinisch wirksamen Stoffe sind Harze, Fett-, Agaricin- und Phosphorsäure. Er wird homöopathisch, als verdünnte Tinktur bei Ruhr, Wechselfieber, Gallen- und Leberleiden angewandt.

Der Mönchskopf (*Clitocybe geotropa*), ein sehr geschätzter Speisepilz, gehört der Familie Tricholomataceae an. Der Franzose Charles Hollande bewies im Jahre 1944, daß das Clitocybin sogar Tuberkelbazillen zum Absterben bringen kann.

Vom Juni bis Oktober begegnen wir dem König der bunten Koblode, mit seinem roten, weißbewarzten Hute, dem Fliegenpilz (*Amanita muscaria*). In Märchen und Sage figuriert er, trotz seines giftigen Charakters, als Glücksbringer. Stadtphysikus Schwenckfeld in Görlitz pries ihn schon Mitte des 16. Jahrhunderts als Heilmittel. Unter spezieller Verordnung werden Drüsengeschwülste, bösartige Geschwüre, Nervenerkrankungen, Epilepsie und skrofulöse Augenentzündungen geheilt. In Fällen von Schwindsucht konnten ebenfalls positive Resultate gebucht werden. Dasselbe wird beim letzteren Fall auch der Anis-Tramete (*Trametes suaveolens*) zugeschrieben.

In der Schweizerischen Zeitschrift für Pilzkunde, 1947, Nr. 12, S. 167–168, vernehmen wir die Beseitigung rheumatischer Affektionen durch den Ziegelroten Schwefelkopf (*Naematoloma sublateritum*).

Wer mit der brennend scharfen Milch des Pfeffermilchlings (*Lactarius piperatus*) schon einmal Bekanntschaft schloß, dem muß dieser Geselle kaum mehr vorgestellt werden. Mit diesem harntreibenden Schwamm wurden schon im Altertum Blasenstein- und Nierenleiden kuriert.

Die Hirschtrüffel (*Elaphomyces cervinus*) ist ein im Nadelwald unterirdisch vorkommender Ascomycet. Zur Brunstzeit werden hauptsächlich die Hirsche durch deren stark würzigen Geruch angelockt. Die Böhmen gebrauchen diese orangebraune, wärzchenbedeckte Kugel zur Hervorrufung der Venuslust. Gelegentlich wird sie noch in der Volksmedizin bei Schwächezuständen angewendet.

Die den Gastromyceten angehörenden Lycoperdon- und Bovista-Arten sind bekanntlich alle nur vor der Sporenreife eßbar, während offizinell gegenteilig nur das olivbraune Sporenpulver zur Anwendung gelangt.

Schon früher nahmen die «Stäublinge» in der Schulmedizin ihren ehrenvollen Platz ein. Oft wurden sie als Einstreumittel für schwerheilende Wunden, intensive Blutungen, als Kinderpuder und zur Bekämpfung von Hämorrhoiden verordnet.

In der bestimmt objektiv urteilenden Deutschen Zeitschrift für Pilzkunde schreibt Kallenbach in den vierziger Jahren: Eine Zigeunerin rettete einem jungen Mann das total vereiterte Bein vor dem Abnehmen mit einer selbstbereiteten Salbe aus Bovistenstaub und Dachsfett. Die Ärzte hatten sich, um das Leben des Patienten zu sichern, bereits zu einer Amputation entschlossen.

Die aasartig stinkende Gichtmorchel (*Phallus impudicus*), welche uns im embryonalen Zustand als Hexenei bekannt ist, diente unseren Vorfahren zur Bekämpfung der Gicht. Der Berliner Arzt Dr. Karo will sogar mit ihr Erfolge im Kampfe gegen den Krebs verzeichnet haben, was jedoch mit allen Vorbehalten wiedergegeben sei. Anschließend sei auf die Studie von Dr. W. Weber, Mannheim, in der Schweizerischen Zeitschrift für Pilzkunde, 1956, Nr. 5, S. 73–74, hingewiesen: «Steinpilze und Krebskrankheit.»

Schon in Bocks Kräuterbuch von 1551 ist das am lebenden Holunderstrauch (*Sambucus nigra*) vorkommende Judasohr (*Auricularia sambucina*) aufgezeichnet. Es enthält die Zuckerart Trehalose. Roh oder in Milch gekocht werden diese gallertigen «Ohren» auf entzündete Augen gelegt, ferner damit Hals- und Rachenkrankungen behandelt.

Mit Ausnahme der Anis-Tramete waren bis jetzt alle Spezies mehr oder weniger von fleischiger Substanz, während die nächsten und letzten zwei Arten korkig-holzigen Charakter aufweisen. Ihr Substrat sind Bäume. Den perennierenden Zunderporling (*Ungulina fomentaria*) haben sich schon unsere Pfahlbauer zur Feuererhaltung, Blutstillung und Wundbehandlung zu Nutzen gemacht.

Wie der lateinische Artename schon verrät, war der Lärchenporling (*Ungulina officinalis*) in der alten Pharmazie nicht wegzudenken. Gleich dem Zunderporling mußte auch er zuerst zu Pulver verarbeitet werden, um ebenso blutstillende Verwendung zu finden. Als Purgiermittel, bei Gicht, chronischen Brust- und Lungenleiden, Gelb- und Wassersucht wurde er mit Erfolg verordnet.

Im Gegensatz zu den Chlorophyllpflanzen sind die Pilze zu keiner Assimilation (Photosynthese) fähig und demzufolge wegen ihrer saprophytischen, symbiotischen oder parasitischen Gebundenheit bis heute noch nicht kultivierbar. Sie müssen also immer noch in der freien Natur gesammelt werden! Ausnahmen machen die verschiedenen Formen des Zuchtchampignon, welche aus dem *Agaricus campester* hervorgingen. Mehrjähriges schlechtes Pilzwachstum verzögert den Fortschritt der Forschung. Ferner ist zu bedenken, daß selbst in normalen Vegetationsjahren die Pilzflora, besonders aber das Erscheinen einzelner Arten, relativ kurz ist. Forschern verschiedener Nationen gelang es aber nachzuweisen, daß in einer beträchtlichen Anzahl von Eumyceten antibiotische Stoffe vorhanden sind. Sie wurden bekannt als Irpexin, Nebularin, Biformin, Pleurotin, Polyporin und Lactaroviolin.

Hoffen wir, daß es der Wissenschaft trotzdem vergönnt sein mag, diese vielfältigen Möglichkeiten auszuschöpfen, um im Kampfe gegen die Krankheit dem leidenden Menschen zu helfen.

F. C. Weber

VAPKO-MITTEILUNGEN

Die VAPKO führt – bei genügender Beteiligung – im Herbst (13.–20. September) im Kurhaus «Kurfürsten» in Heiterswil ob Wattwil SG (Postautokurs 757: Wattwil-Hemberg) in herrlicher, waldreicher Gegend einen Wochenkurs für angehende Pilzkontrolleure und solche, die ihr Wissen noch vertiefen möchten, durch.

Der Pensionspreis beträgt für volle 7 Tage bei gutbürgerlicher, reichlicher Kost 70 Franken. Administrative Details werden später, wenn die Durchführung gesichert ist, bekanntgegeben. Gemeinden, die demnächst einen neuen Pilzkontrolleur zu wählen haben, wird diese rare Gelegenheit bestens empfohlen.

Anmeldungen sind bis spätestens 28. Juni an den Sekretär Theo Meyer, Tschudi-straße 9, St. Gallen, zu richten.